



Was für ein tolles Jubiläum – 30 Jahre CaBi Antirassismus
– Treff – 23.03.2024

Herzlichen Dank euch allen, die ihr uns so zahlreich
besucht habt, mit uns gefeiert und gemeinsam einen
wunderbaren Abend verbracht habt!

Und herzlichen Dank euch allen:

Personen vom Rümpeltum für eure riesige Arbeit und eure Räume, in denen wir
uns herzlich willkommen fühlten

Standbetreibenden: Junge Grüne St. Gallen, 9000st.gallen (Gruppe gegen
Gentrifizierung), Finta-Treff, Vulva-Drachen-Kollektiv, FAU (Freie Arbeiter:innen
Union) St. Gallen. Schön, dass wir euch kennenlernen durften

Ruth Erat und Tülay Korkmaz für eure gehaltvollen, zum Nachdenken
anregenden Lesungen

Köch:innen von hitverdächtigem Chili sin carne und den schmackhaften Desserts
Mitgliedern von Kader&Band für die zum Tanzen einladenden unkomplizierten
Tanzschritte und euren engagierten kurdischen Folk

DJ Katarina, DJ Marielouon und DJ Naurasta Selecta für euren
abwechslungsreichen Sound

Ruth Erat hat anlässlich des Jubiläums einen Text geschrieben, der unter
anderem auf ihren Erfahrungen als Politikerin in den Kantonen St. Gallen und
Thurgau basiert:

**Wären wir zugehörig –
eine Lamentatio aus dem ewigen Rauschen
von Einbürgerungskommissionen,
-desastern und -hoffungen heraus.**

Wären wir zugehörig

Ja sind wir es denn nicht?

Leben wir denn nicht alle dank allem da draussen,
dank diesem All, dieser Sonne, dieser Atmosphäre,
den Meeren, der Erde, den Pflanzen, dem Tier,
diesen Samen, Hautschuppen, Bakterien –
diesem andern,
was wir nicht sind,
dem Fremden,
dem Hergewehten, Angeschwemmtten, Übertragenen?

Was zum Teufel reitet uns also,
einer Mutter von sieben Kindern aus Eritrea zu sagen:
Lernen sie zuerst, was eine *Beiz* ist, *än Zvieri, än Znüni, äs
Robi-Dog-Säckli. Dänn chöntsi cho. Dänn.*
Erst dann und nur so.

Wo stehen wir denn? *Wo simmer?*

Etwa in einem Land, das nur uns gehört?
Etwa in einem, das wir ererbten,
das wir besitzen,
wohin wir immer zurückkehren,
heimkehren von den Ferien und Geschäftsreisen?
Etwa in einem Leben ausserhalb dessen,
was diese Erde betrifft?
Ausserhalb von Dürren, Seuchen, Kriegen?
Ausserhalb der Mitverantwortung,
wenn Menschen im Meer ertrinken?
Und lassen so getrost sogenannt Befugte
in klimatisierten Büros, entscheiden,
wie und was wir hinnehmen, was täglich geschieht?

Ist das nicht ein bisschen seltsam?

Nicht? Nicht so? Also anders? Verantwortungsvoll?

Ja? Tatsächlich?

Also Hand aufs Herz! Was, zum Teufel, reitet uns also,
Boden in Besitz zu nehmen, Atemluft zu verpesten,
die Tiefsee mit Leichentüchern der Gier zu ersticken,
über Push-backs zu schweigen, nicht zu protestieren,
wenn jemand wegen seinem Herkommen, seines Alters,
seines Glaubens verachtet, beschimpft, bedroht, ausgegrenzt,
mundtot gemacht, verletzt, umgebracht, ausgelöscht wird?

Ja. Wären wir.

Wir würden –

Wir würden der Erde Sorge tragen,
Tier und Mensch umarmen,
wissen, dass wir die Atemluft teilen,
das Wasser, die Erdkrume.

Wenn.

Doch damit ist nichts.

Wir gehören nicht dazu.

Schon gar nicht zu diesem Land,
in dem wir leben.

Wie auch?

Gehörten wir dazu, wir hätten nicht überlebt.

Wir sind alle von weit her gekommen:

Aus dem Süden, dem Norden, anderen Kontinenten.

Auf den Strassen der Völkerwanderung.

Auf der Suche nach besseren Weidegründen und
Ackerland. Wir pflanzten und zogen mit unseren Samen
weiter. Über Gebirge, durch Ebenen.

Wir schifften uns ein. Wir flohen die Wüsten.

Aeneas trieb an die Küste der Tibermündung.

Wikinger kamen über das nördliche Meer.

Angeln und Sachsen ankerten vor den Kanalinseln.

Wir sind Hergekommene.

Und wir haben Angst.

Man könnte uns vertreiben, wegjagen, alles nehmen,
was wir uns genommen haben,
anderen genommen haben, der Erde, dem Universum.
Man könnte uns durchschauen – als Fremde erkennen.
Denn noch sitzt uns in den Knochen,
dass auch wir nichts hatten,
dass unser Weg weit war und entbehnungsreich
und wir ohne Rechte und festes Haus.

Wir pochen auf unserem Besitz.
Wir sagen: Ererbt. Wir sagen: Verdient.
Und was wir ererbt und verdient haben, gehört uns.
Und in diesem Uns tun und lassen wir, was wir wollen.
Wir. Wir. Wir. Das ist unsere Ordnung.
Sie hilft gegen die Angst.
Sie lässt uns sanft schlafen und unser Image pflegen,
nett sein, damit alle mit uns gerne Geschäfte treiben,
hierher in die Ferien kommen,
gute Luft atmen und uns bewundern.

Ich sitze mit andern am Tisch. Wir sind die Kommissi-
on. Uns gegenüber Menschen, die hier zugehörig sein
wollen, amtlich bescheinigt hiesige:
Schweizerinnen, Schweizer.
Wir sagen: Sie sollen beweisen, dass Sie es wert sind.
Nette Menschen behaupten: Die wollen nur profitieren.
Die netten Menschen schauen streng.
Sie fragen: Sind es diese da wert?
Sie erwägen: Wollen sie auf unsere Kosten leben?
Könnten sie bald krank sein und arbeitsuntauglich und
unrentabel? Wissen sie denn, was man zu wissen hat:
Majorz und Proporz und Panaschieren und Kumulieren
und die Namen der Ständeräte des Kantons und Brat-
wurst und Raclette und Schokolade und Säntis, Nacht-
ruhe und Abfalltrennung und Helvetier, Rätier, Römer
und Johanna Spiri und Gallus und Notker und dass man
den andern nicht auf der Tasche sitzt und sich integriert,
Teil wird und Teilchen und ununterscheidbar von

ändern, so wie das hierzulande der Brauch ist, fleissig und sparsam und die wichtigen Sätze kennt:
«Tue recht und scheue niemand» und «Trittst im Morgenrot daher» und «Sangalle-n-isch mis Heimatland» und das Wort «pontgschägget», *pont*, bunt, auch die Zahlen – alles gelernt: Die richtige Schweizer Geschichte mit 1291 zum Beispiel und dass wir neutral sind und die Lebensqualität hier einmalig ist, die Berge schön, die Seen wunderbar, alles wie nirgendwo sonst...

Und nein: «pontgschägget» heisst nicht, Gewänder in den wildesten Farben und ein Staat, der ein Vielvölkerstaat sein will.

Gleich wird mein Kollega Jurist nachfragen, warum auch das in der Schweiz geborene Kind nicht einen gewöhnlichen Namen trage, einen aussprechbaren, üblichen, und die Frau Kollegin wird erwähnen, man habe gesehen, dass sie dem Mädchen einen Burkini für den Schwimmkurs mitgegeben habe und die zweite Kollegin sagt: «Wie hämmer's dänn mit äm Mitmache do»

und die angesprochene Frau schweigt und hört wieder: «wie hämmer's denn, wie hämmer's». Und die angesprochene Frau weiss wieder nicht, was zu sagen wäre. Und auch die Fragende schweigt und die ganze Runde schweigt mit. Und im Schweigen sind alle einen Moment lang eins. Eins im «Nicht-Wissen wie weiter».

Eins in dieser Hilflosigkeit.

Eins in der Schande der unbeantwortbaren Frage.

Wir sind die Einbürgerungskommission und pochen auf unsere Mundartwörter:

*Wie hämmär's, wie hämmers denn,
wie hämmer's dänn mit äm Mitmachä.*

Unsere Angst macht uns wütend.

Und in dieser Angst sind wir eins – aber nicht einig.

Denn die Angst schafft Feindschaft.

Und schon ist die Frau gegenüber als Feindin entlarvt.

Und im Hintergrund pocht die Frage weiter:

*Wie hämmer's, wie hämmer's dänn, wie hämmer's –
so hämmert es in uns und –*

Oh ja.
Wir sind alle der Angst zugehörig:
Der Angst, dass man uns wegweist.
Der Angst, dass wir nicht verstehen.
Der Angst, dass wir nichts zu sagen wissen.
Wir alle.
Doch Angst frisst unsere Seele.
Wüssten wir das.
Wüssten wir das und sagten wir uns,
dass wir eins sind gerade darin und so zugehörig
und zugehörig überlebend, miteinander,
seit jeher unterwegs
und seit jeher alle in dieser Angst...
Doch da wir schweigen,
da wir uns nicht in den Arm nehmen,
nicht trösten, nicht helfen...

Und da wir meinen, wir seien besser...
Unser «*Pontgschägget*» besser als jedes.
Das St. Galler Lied «*Sangallä isch mis Heimatland, pont
gschägget isch sis Chleid*» Tradition. Eine Motion hätte so-
gar erwirken können, dass der ganze Kantonsrat St. Gal-
len vor jeder Session gemeinsam das Lied abgesungen
hätte. Gemeinsam, würdig – bestes «*Pontgschägget*». Und
lustig zusammengenäht. Aber das ist nicht lustig. Das ist
ernst, würdig. Besser.

Nichts dagegen, dass wir uns bessern wollen.
Aber alles gegen den Wahn, besser zu sein.
Alles gegen jedes Wir, das sich für besser hält.
Alles gegen unsere Weigerung, zu sehen, was wir sind:
Menschen, die sich immer zu bessern haben,
mehr und mehr menschlich werden müssen,
mehr und mehr die Erde zu einem Ort der Fürsorge zu
machen haben, zu einem der gegenseitigen Liebe
auf der Erde und für die Erde.

Aber wir sind nicht dieser Fürsorge zugehörig.

Wären wir es –

Oh ja, wir haben es verbockt.
Wir verbocken es immer wieder.
Aber wir könnten lernen...

Alle Menschen werden Schwestern,
Brüder, hatte Schiller gedichtet,
Schwestern und Brüder dichten wir weiter..
Liebende. Miteinander unterwegs.
Zugehörige der Unzulänglichkeit –
gewiss nie frei von Angst und dennoch mutig.

Ich weiss.
Wir werden nur langsam menschlich und niemand
weiss, ob wir es überhaupt schaffen.
Wir wissen nur, zu versuchen ist es.
Unbedingt.
Hier.
Heute.

Unser Körper weiss das.
Er lebt dank dem Fremden,
der Energie aus dem All,
den Bakterien der andern,
den fremden Zellen.
Doch das, worauf wir so stolz sind –
was wir Geist nennen und Seele – bockt,
reisst seit Kain und Abel und Jakob und Esau an sich...
Unser Geist und unsere Seele sind in einer ängstlich xenophoben Empathielosigkeit gefangen und wollen nicht denken, nicht weiterdenken,
mögen nicht und wollen nicht
und bocken
und reißen an uns,
denn jeder alles für sich, für sich allein, für sich –
als vermöchte ein Mensch einzeln nur
für sich und von sich zu leben.

Natürlich. Das ist bekannt. Das ist nicht neu.
Das ist die alte Katastrophe.
Wir haben es dank ihr hierzulande weit gebracht.
Man will es damit noch weiterbringen, weiter als alle.
Und so sorgen wir uns hierzulande einzig ums eigene
Image, wenn Juden keine Schlitten mieten können
und ein junger Mensch auf einen von ihnen einsticht.
Und dann sagt man, wir wollen das jetzt nicht mehr hören,
es ist immer dasselbe. Wir wollen andere Meldungen.
Nicht immer die gleichen Bilder:
Zerbombte Häuser, Palästinenserinnen, die von einer
Ecke zwischen engen Grenzen in die andere getrieben
alles verlieren: Schutz, Unversehrtheit, Kinder, Eltern,
Hoffnung. Wir wiederholen, was wir immer sagen: Es
tut uns leid. Natürlich. Doch wir sind nicht schuld,
weder an der Dürre noch an den Seuchen und schon gar
nicht an der Armut. Und Hoffnung haben wir niemandem
gemacht. Nie.

Wir bedauern und knipsen das TV-Bild weg: die Menschen
aus Dürrezonen, die in leuchtenden Westen auf Booten
rettungslos in der Flut treiben.
Die alte Katastrophe geht weiter.

Doch –
wären wir zugehörig als Fremde dem Fremden,
als Hergekommene den Hergekommenen,
als Menschen dem Menschlichen,
als Irdische der Erde – es gäbe einen Weg

Warum denn nicht?
Auch wenn der Weg zu lang ist und wir mutlos.
Warum denn nicht, nicht zugehörig werden? Anders,
mit anderen. Wir alle: mit allem bunten Fremden bunt
gewirkte Fremde. Hier. Dennoch. Warum denn nicht?
Ruth Erat, 23. März 2024